Wie ich zum Licht fand

Lebenserinnerungen – Teil 1

Kristina Roy

© Werner Mücher
Auflage Juni 2020
Sprachlich überarbeitet
www.biblische-lehre-wm.de
E-Mail: wmuecher@pm.me

Wie ich zum Licht fand

Das Leben eines Kindes Gottes ist eine wunderbare Kette von göttlicher Fürsorge, Obhut und Gnade, von der Wiege an bis zu jenem herrlichen Augenblick, wo das mächtige „Es werde Licht!“ in die Seele hineinschallt. Eine solche Kette darf mit Recht auch mein Leben genannt werden. Wenn jemand die fürsorgende Gnade Gottes rühmen kann, so bin ich es.

Geboren im Jahre 1860 als zweite Tochter eines evangelischen Pfarrers, durfte ich vom ersten Atemzug an eine Atmosphäre selbstloser Liebe einatmen. Geliebt und gehätschelt von Eltern und Verwandten, kann ich nur loben und danken, wenn ich mein Los mit dem so mancher armer und auch reicher Kinder vergleiche. Einen Vater zu besitzen, wie der meine es war, ist mehr wert als Erbprinzessinnenrecht. Er war und ist auch jetzt noch, obwohl schon 20 Jahre bei unserem himmlischen Vater, für mich der Inbegriff alles Edlen und Reinen. Da ich in späteren Jahren in die Tiefen des menschlichen Leids hineinschauen musste, bin ich besonders dankbar, dass mir die Gnade Gottes Eltern gab, deren ausgeprägter Charakterzug Reinheit war.

Mein Vater übernahm das Pfarramt in meinem Geburtsort Óturá als kaum 24-jähriger Mann. Elf Jahre blieb er noch unverheiratet, um seine verwitwete Mutter und mehrere kleine Geschwister besser versorgen zu können. Fünf Jahre hat er meine Mutter, die Tochter eines Nachbarpfarrers, geliebt, und obwohl treu wiedergeliebt, sprach er sich nicht mit ihr aus, bis es ihm die Kindes- und Bruderpflicht erlaubte. „Obwohl dein Vater nie von Liebe zu mir sprach und ich keine Hoffnung hatte, ja nicht einmal daran dachte, dass ich je seine Frau werden könnte, so hätte ich dennoch einen anderen nie genommen“, äußerte sich später einmal meine Mutter. Ich glaube es ihr gern, denn sie hätte schwerlich einen zweiten August Roy gefunden.

Er war ein schöner Mann im wahren Sinn des Wortes. Alles an ihm war harmonisch. Seelenadel ruhte auf der hohen, von blondem Haar umrahmten Stirn, eine tiefe Gedankenwelt lag in den schönen, blauen Augen, dazu ein Mund, als hätte die Reinheit ihn selbst geformt. Und ich darf bezeugen, während der 24 Jahre, die ich ihn erleben durfte, von diesen Lippen nie ein unedles oder gar gemeines Wort gehört zu haben.

Als Pfarrer einer 4000 Seelen zählenden Gemeinde wurde mein Vater mit Amtspflichten derart überbürdet, dass er nach 17-jähriger Tätigkeit, kaum 41 Jahre alt, an Asthma erkrankte und die Last dieses schweren Leidens bis zu seinem 63. Jahr tragen musste. Trotzdem bliebt er der fleißigste und treuste Pfarrer, den man sich denken kann. Doch seit jener Zeit musste er immer einen Hilfsprediger – bei uns in Ungarn „Kaplan“ genannt – haben. Zur Zeit meiner Geburt war der erste Hilfsprediger sein jüngster Bruder Paul, dem er selbst zum Studium verholfen hatte.

Dieser Onkel war ebenfalls sehr gut zu mir und trug mich auf Händen. Er war ein ausgezeichneter Sänger. Als Kandidat hatte er im Chor zugleich den tiefsten Bass und den schönsten Tenor gesungen. Wenn er die Liturgie sang, hallte es wie Glockenklang durch die Kirche. Aber mit dieser Stimme konnte er auch mächtig schelten. Wenn wir Kinder den Onkel auch nicht so sehr fürchteten, erinnere ich mich doch, einst von einer 2,5 Meter hohen Hofmauer, die ich, um Maulbeeren zu pflücken, erklettert hatte, in einen großen Sandhaufen gesprungen zu sein, um dem Schelten des Onkels zu entgehen.

Onkel Paul war auch ein ansehnlicher Mann, groß, schlank, brünett; jedoch auch ziemlich das Gegenteil vom Vater. Beide hatten von Natur aus ein jähzorniges Temperament. Der Vater besaß aber eine Macht der Selbstbeherrschung, wie ich sie seither nicht wieder gesehen habe. Alle seine Worte und Handlungen waren ruhig und

überlegt. Der Onkel dagegen ließ sich oft zu Zornesausbrüchen hinreißen.

Der Vater überwand sich soweit möglich in seiner Krankheit; nie hörten wir eine Klage. Er liebte es überhaupt nicht, wenn man davon sprach oder ihn wegen seines Leidens, das sich immer wieder einstellte, sobald er die stickige Luft einer überfüllten Kirche einatmen musste, vom Predigen zurückhalten wollte. Der Onkel, obwohl jung und gesund, war ein Hypochonder. Trotzdem herrschte zwischen beiden Brüdern das beste Einvernehmen, die Liebe schlug Brücken über so manche Klippe.

Ein ausgeprägter Zug der Royschen Familie war ihr Familiensinn. Sie hielten treu zueinander in Freud und Leid. Der Mittelpunkt, um den sie sich scharten, war mein Vater. Ich beschrieb Onkel Paul ausführlicher, weil er später ein Werkzeug in Gottes Hand werden sollte, um mir einen großen Dienst zu erweisen.

Nun muss ich es als etwas besonders Bedeutsames hervorheben, dass die fürsorgende Gnade Gottes mich, als ich zur Welt kam, eine Schwester, Spielgefährtin, ja kurz gesagt, die stärkere Hälfte meines Wesens schon vorfinden ließ. Selten werden in einem Geschwisterkreis zwei Schwestern einander unentbehrlicher sein als meine liebe Schwester Maria und ich. „Alles teilen“ war unsere Losung. Zwei kleine Geschichten sollen dies illustrieren.

Maria bekam einen Haarkamm geschenkt; als ich darüber weinte, dass ich keinen hatte, brach sie ihren gelassen entzwei und gab mir die Hälfte.

Ein andermal handelte es sich darum, dass mir ein schlechter Zahn herausgezogen werden sollte. Ich konnte mich nicht dazu entschließen. Um mir Mut zu machen, setzte sich Maria hin und ließ sich lautlos einen, wenn auch nicht guten, so doch nicht schmerzenden Zahn herausziehen. Leider war dies Opfer umsonst, denn meine Füße hatten mich schon davongetragen, und der Doktor musste unverrichteter Dinge abziehen.

Wie verschieden waren unsere Naturen! Maria war ein tiefsinniges Kind, von klein auf in Bücher vertieft – ich dagegen ein Schmetterling, ein Kind der Freiheit und Natur, dem kein Baum unseres großen Obstgartens zu hoch zum Erklettern war.

Da in der Schule ein altersschwacher Lehrer unterrichtete, ließ man uns diese nicht besuchen, sondern Onkel Paul, Onkel Joseph, ein pensionierter gräflich Batthyänyscher Beamter und ein Theologe, für dessen Studium der Vater mitsorgte, waren unsere Lehrer. Infolgedessen fiel unsere Erziehung natürlich in jeder Hinsicht mangelhaft aus.

Maria besaß Willenskraft und Ausdauer und hatte eine Vorliebe für Literatur. Sie las als Kind die Bibel durch, las gerne Bücher über Geschichte und schöne Erzählungen wie die von Hörn, die sie förmlich verschlang. Sie konnte auch bei solch einer unregelmäßigen Erziehung ohne Lehrmethoden profitieren; ich gewann aber nichts, da mir Lust und Ausdauer fehlten.

Meine Lehrer hielten mich anscheinend für recht beschränkt und flatterhaft, und da sie ohnehin nicht viel Zeit hatten, ließen sie mich gehen. Besser wurde es für mich erst mit der Ankunft eines anderen Kaplans, der anstelle von Onkel Paul, der eine Pfarrei übernahm, gekommen war. Dieser Kaplan war ein gebildeter ehemaliger Erzieher, der die Gabe besaß, seine Schüler zu fesseln. Nur hatte leider auch er wenig Zeit für mich. Maria wurde von unserem Onkel in eine größere Stadt mitgenommen. Dort besuchte sie ein Jahr lang die deutsche Schule und kam dann für ein Jahr nach Pressburg, wiederum in die dortige deutsche Schule.

Ich will bei diesem Abschnitt meines Lebens nicht länger verweilen, denn es überkommt mich immer so etwas wie Bitterkeit, wenn ich an jene mangelhafte Erziehung denke. Dass unter geordneten Verhältnissen aus mir keine schlechte Schülerin geworden wäre, das zeigte sich, als man mich in meinem 12. Lebensjahr nach Pressburg brachte, wo ich dieselbe deutsche Schule besuchte wie Maria und

von wo ich trotz schlechter Sprachkenntnisse nach elf Monaten mit den besten Zeugnissen heimkehrte. In Pressburg begann ein neuer Abschnitt meines Lebens.

Durch Gottes Freundlichkeit kam ich zu zwei gebildeten alten Damen in Pension. Sie hatten eine kleine Industrie-Handarbeitsschule; daneben wurden auch die schönsten Stickereien und Weißnähen gelehrt. Ich lernte beides und besuchte dabei mit Vorliebe die Schule. Am Abend wartete auf mich immer noch ein besonderes Vergnügen. Es kam dann nämlich eine verwitwete Schwester der beiden Damen mit Tochter und Sohn, und nun wurden zusammen Romane gelesen.

Ich war klein und zart von Gestalt; man hielt mich trotz meiner zwölf Jahre für ein kleines Kind und dachte gar nicht daran, dass dieses kleine slowakische Kind an den wunderschönen Romanen von Marlitt und Werner Interesse finden könnte. Wer hätte auch geahnt, dass sich dem Kind, das daheim den Schmid'schen und Horn'schen Erzählungen keinen Geschmack abgewinnen konnte, da eine neue Wunderwelt, die Welt der Phantasie, erschloss.

Ich kann heute mit Gewissheit behaupten, so sonderbar das klingen mag, dass es der allmächtige Gott, dem alle Dinge dienen müssen, war, der mich durch das Anhören von Novellen einer gottentfremdeten, ja gottfeindlichen Rationalistin ins Phantasiereich brachte.

Ja, er erzog mich jahrelang in diesen Dingen, damit ich einst, wenn das Licht in meiner Seele aufgehen würde, zu seiner Ehre und zur Verherrlichung seines Namens schreiben könne. Ihm sei Lob und Preis! Wie einem Kind, das an der Schwelle eines Märchenschlosses steht und sich langsam näher und näher in lichtdurchflutete Zaubergemächer hineinwagt, so ungefähr war mir zumute. Erst bei einem Ausflug, bei dem die bisher unbeachtete kleine Zuhörerin ganze Szenen Wort für Wort zu zitieren anfing, erkannten die guten Damen ihre Unvorsichtigkeit. Nun war es aber schon zu spät.

Schließlich durfte die kleine Kristina, da sie nun umso fleißiger in der Schule lernte, auch weiter an den gemütlichen Abenden teilnehmen. Obendrein bekam sie von einer freundlichen Nachbarin noch dicke Bände von der „Gartenlaube“ und las und las. Der wunderschönen Sprache der beiden „Gartenlauben“-Schriftstellerinnen habe ich meine für so kurze Zeit verhältnismäßig gute Beherrschung der deutschen Sprache zu verdanken.

Zurück in unseren Heimatort begannen wir, Maria und ich, ein gewiss sonderbares Leben. Soweit ich mich erinnern kann, ja schon im zartesten Kindesalter, hatte Maria selbsterdichtete Märchen und Geschichten erzählt. So berichtete sie immer von einem unbekannten Land, das wir beide auf einer Wanderung gefunden hätten; dieses Land lag hinter einem kleinen Hügel, Dubnik genannt, oder hinter dem vom Fenster unseres Kinderzimmers sichtbaren, etliche Stunden entfernten Berg. Ich glaubte ihr natürlich alles, und dieser Glaube wurzelte so tief in meinem Herzen, dass es mir fast weh tat, als ich mit 15 Jahren das erste Mal zur Grenze von Dubnik kam, hinüberschaute und keine Zauberstädte, keine Seen und Flüsse, keine Paradiesgärten mit wunderschönen Palästen erblickte, sondern bloß eine ganz gewöhnliche Landschaft mit ärmlichen Hütten. Nachdem ich nun also von Pressburg zurückgekehrt war, fing das Erzählen von neuem an, jetzt aber auch von meiner Seite. Der Tag hatte seine verschiedenen Pflichten; aber eine Stunde nach dem Mittagessen und eine am Abend gehörten uns, da durften wir nach Herzenslust herumspazieren und erzählen. Wenn wir dann, oft in der dicksten Finsternis, vom Garten heimkehrten, setzte sich Maria ans Klavier und spielte selbstkomponierte Lieder und größere Kompositionen. Sie erzählte durch die Musik weiter, was sie nicht in Worte kleiden konnte. Manchmal kam der Vater ins Zimmer, setzte sich in die Ecke des breiten Sofas und hörte zu. Er spielte selbst auch, allerdings nur selten; doch mit mehr Gefühl habe ich noch niemanden ein slowaki-

sches Lied spielen hören. Die Töne klangen so zart wie hingehaucht oder wie ein in Musik gekleidetes Gebet.

Unsere Kinder- und Jugendjahre fielen in sehr ernste, bewegte Zeiten. Es war ein Kämpfen und Ringen um unsere wichtigsten Angelegenheiten, um Freiheit und Fortdauer. Das unruhige Jahr 1848–1849 mit dem Aufstand der Magyaren gegen Österreich und die Dynastie Habsburg, der in einer furchtbaren Revolution endete, brachte den Slowaken, obwohl sie dem König treu geblieben und für ihn gekämpft hatten, keine dauerhafte Erleichterung. Österreich wurde mit Hilfe des Auslands Sieger über Ungarn, machte aber mit seinen ehemaligen Feinden nach und nach Vergleiche. Und die königstreuen Völker? Nun, es geschah ihnen nach dem Ausspruch Schillers: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen!“

Diese Revolutionsjahre waren für meine Familie väterlicher- wie mütterlicherseits in jeder Hinsicht ereignisvoll.

Zu dieser Zeit wurde mein Vater Pfarrer in Ótura. Etwas später starb sein Vater, ebenfalls Pfarrer in dem zwei Stunden entfernten Vag-Ujhely, und hinterließ seine Witwe mit mehreren noch unversorgten Kindern seinem Sohn als heiliges Vermächtnis. Damals erfuhr die Großmutter sichtbar die helfende Hand Gottes.

Gerade als der Großvater aufgebahrt lag, marschierten die Russen durch Vag-Ujhely. Der Bürgermeister, ein Gardist (so nannten sich die Revolutionäre), hatte es auf die königstreue Pfarrerswitwe abgesehen. Um ihr zu schaden, schickte er eine Anzahl Soldaten samt Offizieren zu ihr ins Quartier. Die Großmutter war, obwohl von Kummer und Sorgen gebeugt, eine entschlossene, mutige Frau und ging der kleinen Truppe ruhig entgegen, führte sie ins Totenzimmer und wies, ohne ein Wort zu sagen, auf den Toten. Die Russen stutzten, dann knieten sie nieder zum stillen Gebet, und der höchste Offizier kommandierte zum Abmarsch, nicht ohne der Witwe sein

Beileid ausgesprochen zu haben. Sie war und blieb seitdem von den Russen unbehelligt.

Tiefes Leid traf auch meine Großeltern mütterlicherseits. Ihr ältester Sohn Karl, ein begabter 21-jähriger Student, wurde von den Gardisten gefangengenommen und mit seinem Kameraden, einem Dichter, ohne viel Untersuchung am Galgen hingerichtet. Er hatte auf Anraten eines Nachbarpastors eine Ansprache ans Volk gehalten, um es zur Treue gegen den König zu ermahnen. Dabei wurde er überfallen, und während der Anstifter dieser Versammlung ihn schmählich im Stich ließ und sich selbst sogar durch einen falschen Eid rettete, musste er seine Königstreue mit dem Tod büßen. Die Großeltern hatten schon vorher durch Flucht ins Gebirge Rettung vor den Gardisten suchen müssen. Ihr Wohnort Lubina wurde bis auf das Pfarrhaus, die Kirche, Schule und etliche Hütten in deren Nachbarschaft eingeäschert.

Auch in Óturá wütete die Revolution. Die Katholiken waren fast alle Gardisten und somit auch Gegner der königstreuen Evangelischen. Mein Vater wurde von den Bauern im Gebirge gerettet. Sie schickten einen Wagen nach ihm, angeblich, um ihn zu holen, damit er einem Kranken das Abendmahl reiche. Unterwegs wurde der Wagen überfallen und der junge Pfarrer ins Lager der freiwilligen Kämpfer für den König gebracht, wo er längere Zeit in Sicherheit blieb. Doch mussten er und seine ganze Familie noch viel Schweres erleiden, bis der Aufstand beendet wurde.

Als dann in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts die gedemütigten Feinde den ändern Völkern so manche Freiheiten gewähren mussten, jubelte das Herz der slowakischen Volksführer. Schulen und Gymnasien, ein Museum, eine Bibliothek und ein gemeinsames Nationalhaus, „Matica“ genannt, wurden errichtet. Neues Leben begann zu pulsieren. Die neuerweckte Nation verfügte auch über herausragende Persönlichkeiten. Jeder Slowake, ja jedes nur etwas intelligente Mütterchen musste an der Einweihung teilnehmen.

Doch leider wurde zur Wahrheit, was ein slowakischer Dichter der damaligen Zeit sang:

Freuest dich nur immer,
liebes Slowakenland,
dass deine Sehnsucht
endlich erfüllt wird!
Doch deine Hoffnungen
und deine Tröstungen
schwinden dahin.

Als ich das Licht der Welt erblickte, begannen die einstmals glänzenden Hoffnungsstrahlen langsam zu erlöschen. Bevor die schwer an Asthma leidende Mutter meines Vaters starb, soll sie noch geäußert haben: „Ich möchte gern heimgehen, da ich viel leide, aber gerne würde ich noch mehr leiden und länger leben, wenn ich bloß ein besseres Los der Slowaken sehen könnte.“ Arme Großmutter, sie hätte umsonst gelitten und gewartet! Die damaligen Verhältnisse waren noch glücklich gegenüber den jetzigen.

Warum erwähne ich das? Warum an der Leidensgeschichte einer ganzen Nation rühren, wenn es sich bloß um Streiflichter aus dem Leben eines unbedeutenden Kindes dieser Nation handelt? Warum?

Nationale, politische und kirchliche Verhältnisse hinterlassen unauslöschliche Eindrücke im Leben von uns. Durch sie werden oft Charaktere geprägt. So war es wenigstens bei uns.

Gerade die Jahre 1860–1880 waren Zeiten der regsten Arbeit und des Ringens in nationalen Belangen. Ein slowakischer Pfarrer jener Zeit war zugleich der Vater seiner ganzen Gemeinde. Damals gab es in den Pfarrhäusern noch keine guten Stuben; überall im ganzen Haus durfte der arme Bauer mit seinen oft schmutzigen Stiefeln erscheinen. Er holte sich für alle Familien- und auch politischen Angelegenheiten bei seinem Pfarrer Rat.

Viele suchten meinen Vater auf, denn er arbeitete an der Bildung seiner ihm anvertrauten Gemeinde mit Aufopferung und Treue. Er pflanzte um die Kirche herum den schönsten Obstgarten, den es zu jener Zeit gab. Dabei verbreitete er die besten Obstsorten unter den Bewohnern von Óturá, ebenso Getreide und Klee. Versuchte er auf diese Weise wirtschaftlich zu helfen, so wurden andererseits in der kleinen Stadt und in den Bergen umher unter seiner Leitung Schulen eingerichtet, Schulhäuser gebaut, die Kirche vergrößert und die Menschen zum Lesen von Büchern angehalten. Alles geschah ohne fremde Hilfe. Aber Gott gab Segen zu dieser Arbeit, so dass die Gemeinde am Ende seiner 37-jährigen Amtstätigkeit vollständig schuldenfrei dastand.

Unser Haus war ein Quartier für viele Gäste. Es wurden in dieser bewegten Zeit oft Volksfeste, kirchliche und auch politische Versammlungen abgehalten. Fast alle Leiter der nationalen und kirchlichen Bewegung standen mit meinen Eltern auf freundschaftlichem Fuß und nahmen ihre Gastfreundschaft gern in Anspruch. Eisenbahnen gab es zu dieser Zeit noch nicht, die Reisen wurden mit dem Wagen gemacht. Da Óturá so ziemlich am Weg lag für alle, die nach Sankt Martin, dem Zentrum der Slowakischen Bewegung, reisten, stiegen viele im Pfarrhaus ab, um zu übernachten oder um sich durch eine Mahlzeit zu stärken. Gasthäuser gab es eben damals auch nicht, und jene Generation der Idealisten hätte sie vermutlich auch nicht besucht, waren doch diese Männer durch ihren Idealismus sehr eng miteinander verbunden.

In der Studierstube meines Vaters fanden oft Gespräche und Beratungen statt. Vater selbst allerdings ging recht selten zu den Versammlungen und Volksfesten. Seine Kränklichkeit und die vielen Pflichten erlaubten es nicht. Auch war er, soviel ich mich erinnern kann, kein Freund von aufregenden Szenen und Lustbarkeiten. Seine liebste Beschäftigung war Arbeit, die einen bestimmten Nutzen hatte.

Bei den kirchlichen Versammlungen ging es oft um die Wahrung der Selbständigkeit der slowakisch-lutherischen Kirche gegenüber dem ungarischen Staat. Der wollte nämlich eine Union beider evangelischen Kirchen in Ungarn durchführen, nicht, um Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gefällig zu sein, sondern nur, um die evangelischen Slowaken leichter magyarisieren, das heißt ungarisch machen zu können, denn die reformierte Kirche in Ungarn ist völlig magyarisch. Nun, sie haben nicht umsonst gekämpft, die Idealisten. Die vom ungarischen Staat gewünschte Union kam nicht zustande. Aber geholfen war den Slowaken dadurch doch nicht.

Ein andermal beherbergte unser Haus eine Schar Studenten, und die schönen Lieder, die dem bedrückten slowakischen Volk als Trost dienten, hallten durch die Räume des Pfarrhauses. Was für Ideale hatten diese Menschen, und wie groß war der Zusammenhalt! Aber die Zeiten wurden immer ernster. Die Regierung nahm von den Zugeständnissen den Slowaken gegenüber eines nach dem anderen zurück. Die Slowaken verloren mit einem Schlag ihre Schulen und Gymnasien, die Matica und alles. Studenten wurden des Landes verwiesen und zogen im strengsten Winter mit erfrorenen Ohren durch Óturá. Brotlos gewordene Professoren, verfolgte Redakteure, Dichter und Schriftsteller, sie fanden bei uns oft Obdach und Hilfe.

Sie alle haben sich für ihre Ideale eingesetzt und Nachteile in Kauf genommen. Und aus einem anderen Grund waren sie zu bedauern, denn sie hatten keinen lebendigen Heiland. Damals beherrschten Rom und der Rationalismus einerseits, die Orthodoxie und der Konfessionalismus andererseits Ungarn. Die vielen Bedrängnisse führten wohl zum Glauben an den versöhnenden Vater im Himmel, der die Welt so geliebt hat, dass er seinen eingeborenen Sohn gab. Der Glaube an die Verkörperung der Liebe Gottes in Jesus Christus, an die reinigende, erlösende Kraft von des Lammes Blut und an die Innewohnung des Heiligen Geistes aber war allen fremd.

So kämpften sie für ihre Ideale ohne inneres Leben, ohne Licht und ohne Hoffnung.

Unter solchen Verhältnissen, in dieser Umgebung wuchsen wir, meine Schwester und ich, auf. Dass auch unsere Herzen für das slowakische Volk und die Freiheit kämpften, lässt sich denken. Wie oft hatten wir Kinder keinen Raum zum schlafen, wenn 10 bis 14 Gäste bei uns beherbergt wurden.

Eines Abends, als ich noch ganz klein war, kam der Vater von einem Volksfest nach Hause und brachte anstatt der angekündigten fünf fünfzehn Gäste mit, aber unsere liebe Mama versorgte alle. Freilich, sie musste dann nach des Tages Mühen und Lasten zusammen mit einem ihrer Kinder schlafen. Unter den Gästen war auch ein kluger und angesehener katholischer Pfarrer R. mit zwei anderen Geistlichen. Da unsere Speisen zum größten Teil aus Fleisch bestanden und es gerade Freitag war, blieben alle drei hungrig. Die Prediger sagten später, wäre der katholische Pfarrer R. nicht da gewesen, so hätten sie schon dem Fleisch zugesprochen. Und Pfarrer R. äußerte dasselbe. Keiner wollte dem anderen ein Ärgernis geben.

Unter diesen Verhältnissen gewöhnten wir Kinder uns daran, dass alles bei uns zu Hause auch für andere da war und abgegeben und geteilt werden musste. Dieses Leben der Genügsamkeit hat uns aber nicht im Geringsten geschadet.

Mein Vater besaß auch jahrelang nur einen Sonntagsanzug und ein Paar Winterstiefel. Es ging ihm wie dem Volk Israel in der Wüste! Seine Kleider verdarben nicht. Für seine eigene Person brauchte er nicht viel; trotzdem war er immer ordentlich, ja, zu der stattlichen Erscheinung meines Vaters und seinem feinen Benehmen hätten Schmutz oder ein geflickter Rock auch gar nicht gepasst. Für Mama und uns wünschte er oft mehr und bessere Kleider; doch wir wussten, dass es dann nicht reichen würde, und begnügten uns gern mit dem, was wir hatten.

Einmal gab uns die Großmutter etwas Geld für Sommerkleider. Aber wir besserten lieber unsere alten Kleider aus und abonnierten für das Geld eine Zeitung, die einzige dieser Art in slowakischer Sprache.

Wie das eben Geschilderte schon zeigt, waren unsere lieben Eltern derart überlastet, dass sie uns Kindern die nötige geistliche Pflege gar nicht zukommen lassen konnten, ja nicht einmal die nötige Aufmerksamkeit. Daher ist es nicht verwunderlich, dass wir nie gefragt wurden, was wohl in jenen Dämmerstunden unsere Herzen und Sinne bewegte. Wir hatten völlige Freiheit in unseren Gedanken und durften uns in der Phantasie eine eigene Welt bilden. In dieser herrlichen Phantasiewelt ersannen wir neue Völker und Länder, beschrieben die politischen und geistlichen Kämpfe, ließen unsere Helden und Heldinnen herrliche Siege feiern. Die Freiheit wurde erkämpft, und die Wahrheit erhielt nach vielem Leiden die Krone.

Als die jüngere Schwester größer wurde, durfte sie hin und wieder mit zuhören; und die Jüngste, der Liebling der ganzen Familie, beteiligte sich jahrelang an den abendlichen Wanderungen.

Es war manchmal recht schauerlich draußen. Dichte Herbstnebel bedeckten Himmel und Erde. Die wehmütigen Akkorde des Windes und das Ächzen der mächtigen Baumkronen tönten von einem Ende des großen Gartens bis ans andere. Im Westen grenzten an den Garten hügelig ansteigende Äcker und der katholische Friedhof. In der Mitte des Gartens stand die große Kirche, deren hoher Turm gespensterhaft schwarz zum Himmel emporragte. Aber weder die tiefen Töne eines Uhus noch das Flattern der Fledermäuse, ja noch nicht einmal das Kreischen des Totenvogels über unseren Köpfen waren imstande, uns zu erschrecken. Im Gegenteil, wenn es draußen stürmte und tobte und wir vor Kälte zitterten, ersannen wir die schönsten Frühlingsbilder und erwärmten damit sogar das zarte,

sonst so furchtsame Kind, so dass es alles vergaß und nur in der Phantasiewelt mitlebte.

Ich will jetzt gewiss nicht behaupten, dass ein solches Leben für viele gut wäre. Uns aber hat gerade dieses Leben von der wirklichen Welt rein und unbefleckt gehalten – soweit man von Reinheit ohne Jesus und sein Blut überhaupt sprechen kann.

Unser Familienkreis war zu der Zeit, von der ich jetzt schreiben will, ziemlich groß. Bei den Mahlzeiten saßen immer zehn Personen um einen großen Tisch herum. Neben Vater und Mutter saß obenan unsere Großmutter mütterlicherseits. Zwanzig Jahre hindurch, seit dem Tod des Großvaters, war sie unsere Mitbewohnerin und wurde von den Eltern mit der größten Hochachtung und Liebe gepflegt und versorgt. Aber auch sie liebte meine Eltern sehr. Vorbildlich war ihr Verhältnis zu ihrem Schwiegersohn. Uns Kindern war die Großmutter eine liebende, zärtliche, gelegentlich scheltende, eigentlich aber alle Erziehung verderbende Großmutter, wie es auch heute noch dutzendweise davon gibt. Wir liebten sie ebenfalls, und wenn sie dann und wann ihre beiden Söhne für zwei bis drei Wochen besuchte, konnten wir ihre Rückkehr kaum erwarten. Man konnte sich das Haus ohne sie nicht vorstellen. Die ganzen zwanzig Jahre hindurch kochte sie immer und kommandierte die Mutter, als wäre sie ein junges Mädchen. Es war rührend anzusehen, wie sich die Tochter, schon selbst Mutter heranwachsender Töchter, unter das Zepter ihrer geliebten Mama beugte.

Die Lebensgeschichte dieser Großmutter war für mich immer romantisch und bewegend gewesen. Sie war nämlich die Tochter eines Pfarrers, von dem ich nur so viel wusste, dass er ein gelehrter Schriftsteller, ein sehr stiller Mensch und adelig war und dass er seine Zeit meist bei vergilbten lateinischen Folianten in der Studierstube zugebracht hatte, und lediglich zu den Amtshandlungen hinausging, im übrigen aber die Herrschaft im Hause seiner Frau überließ. Er hatte sie zur Frau genommen, nachdem sie schon zweimal

Witwe geworden war. Sie brachte etwas Vermögen mit, aber auch Kinder, wovon die einen katholisch waren, denn ihr zweiter Mann war Katholik gewesen. Diese Urgroßmutter soll eine bildschöne, aber zugleich launenhafte Frau gewesen sein, die es verstanden hatte, ihre drei Männer mit ihrem zänkischen Wesen zu drangsalieren.

Unsere Großmutter, das jüngste Kind dieser auch gegen ihre Kinder harten Frau, war zu Hause natürlich nicht auf Rosen gebettet gewesen und hatte daher recht freudig „ja“ gesagt, als unser Großvater, der sie nur ein einziges Mal gesehen hatte, um ihre Hand anhielt. Sie war damals ein 15-jähriger Wildfang, der noch mit Puppen spielte. Ihre Erziehung war vernachlässigt worden, und sie war nicht im Geringsten zur Hausarbeit angehalten worden. Weil größere Schwestern da waren, hatte man sie nur immer beiseitegeschoben. Immerhin besaß die Urgroßmutter so viel Wahrheitsliebe, dass sie dem Werber ganz offen sagte, dass ihre Tochter weder Kochen könne noch etwas vom Haushalt verstehe. Aber er wollte dennoch nicht von ihr lassen. Das zarte, schlanke Mädchen mit dem Rosenteint und den schönen schwarzen Augen hatte ihn völlig bezaubert. Was man auch gegen eine solche, aus damaliger Sicht mit Recht unverständlich zu nennende Heirat einwenden mag, mein Großvater bereute sie niemals. Er liebte seine schöne Frau bis ins graue Alter mit der treusten Liebe, die man sich vorstellen kann. Sie wurde mit Gottes Hilfe im Lauf der Jahre eine ausgezeichnete Hausfrau und Köchin.

In den ersten Tagen ihrer Ehe mochte es im Pfarrhaus wohl komisch ausgesehen haben, wenn der junge Herr Pfarrer und seine kindliche Frau zusammen kochten und die Speisen verdarben. Doch die Liebe überwand alle Schwierigkeiten. Außerdem kamen zwei ältere Damen dem jungen Paar zu Hilfe, die Frau eines Gutsbesitzers und die Schwester des katholischen Pfarrers im Ort. Diese freundli-

chen Frauen bildeten meine Großmutter zu einer guten Hausfrau heran.

Ich kann es Großvater gar nicht verargen, dass ihm die Großmutter auf den ersten Blick gefiel. Wir kannten sie zwar nur als alte Frau, mit runzligem Gesicht, umrahmt von einer weißen Haube. Doch bis zum Tod trug dieses Gesicht Spuren von großer Schönheit und Anmut. Wie müssen diese schwarzen Augen in ihrer Jugend geglänzt haben!

Ja, ich achte und verehre meinen Großvater wegen seiner Geduld und Ausdauer. Wie wohl musste die liebevolle Atmosphäre, in die die Großmutter durch ihn gekommen war, ihr getan haben! Es war ein Glück für beide, dass sie noch fast als Kind von der vernachlässigenden Mutter wegkam, ehe noch ihr weiches Herz schlechte Eindrücke aufgenommen hatte. So blieben ihr von der Mutter nur die Schönheit und der etwas herrische Sinn.

Vom Vater dagegen hatte sie die Gelehrsamkeit geerbt. Sie war, obwohl ohne Schulbildung, eine geistreiche Frau. Bis zu ihrem Ende las sie viel und gerne und interessierte sich lebhaft für das politische Geschehen im In- und Ausland. Da die slowakischen Pfarrer jener Zeit meist lateinisch schrieben, ihre Kirchenbücher in Latein führten und sich sogar lateinisch unterhielten, lernte auch die Großmutter etwas Latein. Deutsch hatte sie schon als Kind gelernt, und obwohl sie selten Gelegenheit fand, sich in dieser Sprache zu unterhalten, beherrschte sie sie doch ausgezeichnet bis ins hohe Alter.

Die Großmutter kleidete sich immer nach alter Mode. Dadurch drückte sie ihren unabhängigen Willen und ihre Verbundenheit mit ihren slowakischen Landsleuten aus. Sie trug ein schwarzes. Kleid, ähnlich der Tracht der Kaiserswerther Diakonissen, eine weiße unter dem Kinn mit einer Schleife zusammengebundene Haube und einen weißen, geflickten Kragen. Niemand hätte sie überreden können, diese Kleidung mit einer anderen zu vertauschen. Die Moden kamen und gingen, sie blieb gleich. Das also war meine Großmutter.

Rechts von Großmutter saß bei Tisch die Mutter oder auch das kleinste Kind im hohen Kinderstuhl. Auf diese An kam das Kind in die nächste Nähe des Vaters. Jetzt muss ich daran denken, dass auch an der Tafel des himmlischen Vaters die kleinsten Kinder dem König am nächsten sitzen dürfen.

Neben der Mutter saß jahrelang die jüngste Schwester des Vaters, eine von uns sehr geliebte Tante. Als Onkel Paul seine Pfarrei bekam, blieb sie anfangs noch bei uns. Später dann zog sie zu ihm und kam nur manchmal besuchsweise für einige Wochen zu uns.

Die Tante war eine liebe Erscheinung, dem Vater ziemlich ähnlich. Sie hatte tiefliegende melancholische Augen, edle Züge und dichtes, kastanienbraunes Haar. Die schönsten Kindererinnerungen knüpfen sich an diese gute, ruhige Tante Fanny. Sie war sehr klug und hatte große Ideale. Obgleich schlank und nicht sehr groß, verfügte sie über große körperliche Starke und einen eisernen Willen und viel Ausdauer. Wohin sie auch kam, hatte man an ihr eine gute Stütze. Nach ihrer späten Heirat war sie eine tüchtige Hausfrau.

Von ihrem um vieles älteren Mann geachtet und innig geliebt, konnte sie ihm seine letzten Lebenstage zu den glücklichsten gestalten. Eine edle Bestimmung für eine liebende Frau.

Oft saß neben ihr eine Cousine gleichen Alters. Nie wieder habe ich jemanden kennengelernt, der solch eine Begabung hatte, Geschichten zu erzählen. Als Kind sammelte sie ihre Geschwister um sich, bestieg einen Sessel und hielt ihnen eine Predigt. Leider aber war ihr Vater ein Rationalist und Materialist. Deshalb geriet sie in das Fahrwasser gewöhnlicher Frömmigkeit, die sich sehr gut mit der Welt verträgt. Aber gottlob, der durch Menschen erstickte Funke fängt jetzt bei ihr im Alter wieder an aufzuflammen. Jesus wird siegen und sich an ihr verherrlichen.

Der Platz zur Linken des Vaters gehörte immer dem Vikar. Zuerst behauptete ihn sieben Jahre lang Onkel Paul. Dann kam mein schon vorhin erwähnter Lehrer M., ein gebildeter Mann, fein im Beneh-

men, elegant im Umgang und geübt im Reden. Er wurde bald als der beste Freund des Hauses betrachtet, und eine innige Freundschaft verband ihn mit seinem Vorgesetzten. Er studierte viel und widmete außerdem seine freien Stunden einer Sparkasse für die Bevölkerung. Eigentlich stammte die Anregung zur Gründung einer solchen Sparkasse in Óturá von meinem Vater.

Dieser vom Vater gestifteten Sparkasse stiftete der Vikar M. viel Zeit, und Gott segnete noch nach seinem Fortgang die Einrichtung. Später wurde er als Pfarrer einer kleinen Landgemeinde ein berühmter Kirchenhistoriker und Schriftsteller. Jetzt ist er aber leider schon seit Jahren an Leib und Geist gelähmt.

Nach seinem Fortgang aus Óturá wurde jener Theologe, der unser Lehrer im Rechnen gewesen war, Vikar bei unserem Vater. Das war kurz nachdem ich von Preßburg zurückgekehrt war. Dieser Vikar R. war ein frommer, warmherziger Mann. In Erlangen erlebte er im Haus des Professors von Zezchwitz seine Entdeckung. Zur Bekehrung aber kam es erst während seiner letzten Krankheit. Gepflegt und geliebt wie ein Sohn und Bruder, starb er, erst 30 Jahre alt, in unserem Haus als ein begnadigtes Gotteskind mit dem Ausruf: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Mit ihm erlosch ein Licht, das in die Finsternis hatte hineinleuchten können. Trotzdem können wir, meine Schwester und ich, sagen, dass er sich alle Mühe gab, uns mit Christus bekannt zu machen. Sein mit Ergebung getragenes Leiden und sein Tod hinterließen bleibende Eindrücke. Die letzten Worte, die er zu mir sprach, waren: „Halten Sie sich an dies!“ Dabei legte er die Hand auf seine Bibel. Dann zeigte er auf seine ziemlich große Sammlung von theologischen Büchern und fügte hinzu: „Was können sie mir jetzt helfen?“ Erst nach Jahren habe ich seinen Rat befolgt.

Kurz vor dem Tod bezeugte er: „Das ist meine Hoffnung, dass der Herr sagt: ‚Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben.‘“ Mein Vater verlor in ihm einen Sohn, den er getauft, konfirmiert und dessen

Vater, einem armen Schuhmacher, er dazu verholfen hatte, dass der begabte Junge studieren konnte. Als er seine Ausbildung beendet hatte, ließ ihn mein Vater zu seinem Vikar ordinieren. Er hatte an ihm in jeder Hinsicht eine Stütze. Wie weh tat es ihm, diese Kraft so schnell verlieren zu müssen. Und wie weh tat es ihm erst, dass er nicht einmal an seinem Begräbnis teilnehmen konnte, da er selbst krank war!

Es war ein gewaltiger Zug, der dem Sarg des so früh Verstorbenen folgte. 18 Pastoren in Amtstracht, 24 Kranzfrauen, 12 davon in der malerischen Volkstracht, dazu eine 4000–5000 Köpfe zählende Menschenmenge, Evangelische, Katholiken und Juden. Die warme Maisonne blickte in das mit Tannenzweigen und Kirschblüten ausgelegte Grab, als ich mit den anderen Kranzfrauen am Sarg stand und in das Grab, das ich selbst hatte schmücken dürfen, hineinsah. Als der mit einem duftenden Hyazinthenkreuz bedeckte Sarg langsam hinabgelassen wurde und ein Regen von Blumen folgte, beschlich mich ein nie gekanntes Gefühl von himmlischer Ruhe, eine Ahnung dessen, was jene, nun schon entrückte Seele empfand. Der Himmel kam mir damals näher. Es gab wohl nie eine Zeit, in der ich nicht an die himmlische Heimat geglaubt hätte; jetzt aber fühlte ich auch etwas davon.

Ich wusste, er, den wir wie einen Bruder geliebt und gepflegt hatten, ist nun heimgegangen in jenes geheimnisvolle Land der ewigen Schönheit, wo die Blumen nie verwelken. Freilich ahnte ich damals nicht, dass er wohl kaum nach dieser Schönheit blickte; ich wusste ja nicht, dass der Himmel nur darum ein Himmel ist, weil man dort Gott schauen und persönlich bei Jesus sein kann.

Der Tote wurde sehr beweint. Die Gemeinde betrauerte den Heimgang des guten Predigers und Seelsorgers. Ich aber vergoss keine Träne um ihn. Im Gegenteil, so oft ich des heimgegangenen Freundes gedachte, hatte ich eine innere Freude. Er war im Dienst des Herrn gestorben. Als er einen kranken Nachbarpfarrer vertrat,

erkältete er sich, bekam einen Blutsturz, galoppierende Schwindsucht, und der Herr nahm ihn von dieser Erde weg. Wenn er zufrieden war, was konnten wir Menschen dagegen einwenden!

Nach seinem Tod nahmen nacheinander drei Vikare den leer gewordenen Platz am Tisch ein. Aber die Leere im Herzen meines Vaters hat keiner von ihnen ausgefüllt. Zwei von ihnen waren Gymnasiallehrer, die ihre Stellung verloren hatten. Die beiden ersten Pfarrer kamen in die Lausitz in Deutschland, der dritte wurde nach dem Tod des Vaters sein Nachfolger im Amt.

Die übrigen Plätze am Tisch gehörten uns Kindern. Wir waren sieben gewesen, aber zwei, ein Mädchen und ein Junge, waren im zartesten Kindesalter gestorben, so blieben nur wir fünf: Maria, Kristina, Ludmila, Jaroslav und Bojena. Außer dem Bruder Jaroslav sind meine Geschwister noch alle am Leben, während ich dies niederschreibe. Die innigste Liebe herrschte unter uns Geschwistern. Wenn die drei jüngeren, die im Gegensatz zu uns beiden älteren Schwestern alle mehrere Jahre daheim und auswärts Schulen besucht hatten, während der Ferien heimkehrten, da gab es immer viel Sonnenschein, freilich getrübt durch Vaters oft wiederkehrendes Leiden. Ludmila besuchte ein Lehrerinnen-Seminar und brachte kurz vor dem Tod des Vaters ihr Diplom heim; sie wurde aber trotz des ausgezeichneten Abschlusses nie Lehrerin, da sie Vaters Nachfolger heiratete. Jaroslav besuchte das Gymnasium. Er kam zum Militär, war vier Jahre bei der Marine und starb als gutgestellter Maschinist, kaum 24 Jahre alt, zum großen Schmerz der Mutter, die damals schon seit sechs Jahren verwitwet war und ein halbes Jahr vorher die Großmutter begraben hatte. Doch wir wollen zurückkehren.

Die liebsten Gäste bei Tisch waren dann und wann die beiden Brüder meiner Mama. Der ältere, Gustav, Pfarrer in Lubina, war kinderlos und liebte daher uns Kinder besonders herzlich. Er brachte

uns immer etwas Schönes mit oder steckte etwas in unsere kleinen Sparbüchsen.

Es war für uns immer eine besondere Freude, im Winter eine Schlittenpartie oder im Sommer einen Spaziergang nach Lubina unternehmen zu dürfen. Dort konnten wir in dem alten Obstgarten mit seinen hundertjährigen Linden und Nussbäumen, wo schon unsere Mutter als Kind gespielt und als Mädchen ihre schönsten Träume geträumt hatte, nach Herzenslust herumspringen. Noch immer dufteten die Rosen durch dasselbe Fenster hinein, an dem sie als junges Mädchen über ihre Arbeit gebeugt gesessen und des geliebten schweigenden Freundes gedachte hatte, während der schönste Chor von Nachtigallen seine Lieder komponierte.

Dort war ein altes Bienenhaus, dessen eine Wand, mit lateinischen Büchern angefüllt, von der großen Gelehrsamkeit des Urgroßvaters berichtete. Sein Grab hinter dem Altar in der Kirche machte auf uns Kinder immer einen geheimnisvollen Eindruck. Hinter dem zweiten bergansteigenden Pfarrgarten stand über einem Wasserfall brückenartig eine alte, halbverfallene Wolltuchmangel, auf der die Bewohner von Lubina ihr selbstgefertigtes weißes Wolltuch rollten, um es dann weiter ins Land zum Verkauf zu bringen. Ja, in Lubina gab es so manches, was Kinder interessieren konnte. Zum Anziehendsten gehörte aber ohne Zweifel der Onkel selbst.

Der jüngere Bruder von Mama, Joseph, ebenfalls Pfarrer, ein lustiger, reichbegabter Mann, wurde in unseren Herzen durch seine Frau und eine kleine Schar von Cousins und Cousinen etwas zurückgedrängt. Erst in späteren Jahren, als wir seinen Gedanken folgen konnten, haben wir auch ihn lieben gelernt. Er war ein bekannter Botaniker und dabei auch ein humoristischer Schriftsteller, Ein todmüder Mensch hätte über seine Art zu sprechen, lachen müssen. Eine solche Gabe ist aber leider auch sehr gefährlich. Scherz und Spott liegen so nahe beisammen, dass man da sehr schwer die

Grenze zur Sünde findet, die mit den Worten des Apostels „Narrenteidinge treiben“ verurteilt wird.

Wir besuchten auch sehr gerne Podhardie (so hieß sein Wohnort). Das Pfarrhaus lag mit der Kirche und der Schule auf einer kleinen Halbinsel, von einem großen Bach umflossen. An den Pfarrgarten grenzte der Friedhof. Über den Bach führte eine hohe, alte Holzbrücke, und auf der anderen Seite, direkt an der Chaussee, erhob sich eine hohe Mauer, die einen großen herrschaftlichen Garten samt Schloss umgab. Dieses Schloss interessierte uns, solange wir keine Möglichkeit hatten, es näher zu besichtigen. Doch dann wich der Zauber. Nun, für uns war es jahrelang ein Vergnügen, nach Podhardie kommen zu können oder die Verwandten bei uns zu sehen.

Weiter gehörte zu den lieben Familiengästen Vaters Bruder Joseph, jener gräfliche Beamte, der seinerzeit unser Privat-Lehrer gewesen war. Damals wohnte er als Pensionär in einem gemieteten Haus in Óturá, pachtete aber später einen Gutshof und kam von dort öfter zu Besuch.

Er war eine prächtige Erscheinung, dieser Onkel, aber schweigsam und verschlossen. Sehr selten hörte man ihn einmal lachen. Nun, vielleicht trugen die Umstände daran viel schuld. Kaum drei Jahre verheiratet, hatte er seine geliebte Frau verloren. Seitdem blieb er Witwer mit einem kleinen Sohn. Da er nicht mehr heiraten wollte, übernahm seine Schwester die Wirtschaft bei ihm und auch die Erziehung des kleinen Jungen.

Dieser Onkel hatte mich gern; denn er wusste, dass ich mich nicht vor ihm fürchtete. Nie wies er meine Zutraulichkeit ab. Ich glaubte daher, er hätte auch seinen einzigen Sohn sehr gern an sein einsames Herz gedrückt. Aber dieser war von Kind auf schüchtern, und so entstand zwischen den beiden von Natur aus doch so eng verbundenen Menschen eine gewisse Entfremdung. Cousin Johan-

nes war uns immer ein willkommener Gast. In unserer sonnigen Familie taute auch sein Herz auf.

Mit großer Begabung und eiserner Ausdauer lernte er auf dem Gymnasium und studierte später auf der Universität Theologie; doch schon in seinem 17. Lebensjahr begann eine schmerzhafte Krankheit sein Leben zu bedrohen. Denn durch Unvorsichtigkeit des Arztes (sonderbarerweise noch dazu eines Bruders seiner Mutter, der seine Schuld später selber bekannte) wurden ihm bei der Impfung gegen Schwarzblattern Skrofeln eingeimpft.

Obwohl der bekümmerte Vater alles tat, um sein einziges Kind zu retten, nahm die Krankheit immer mehr zu. Der sonst bildhübsche Junge wurde zwar nicht entstellt, aber die Krankheit griff das Rückenmark an, und nach Jahren schrecklichen Leidens starb Cousin Johannes kaum 22 Jahre alt. Der Vater selbst erlebte den Tod des Sohnes nicht mehr, denn ein plötzlicher Typhus raffte ihn drei Jahre vorher weg.

Nie werde ich diese Zeit vergessen. Ich wollte den aufgebahrten Onkel sehen und ging deshalb ins Totenzimmer. Es war Abend. Die Lichter brannten matt und trübe um den Sarg. Sie beleuchteten das marmorbleiche, vom schönen, langen Vollbart umrahmte Antlitz. Die Augen, die so düster zu blicken wussten, waren friedlich geschlossen, ebenso der schweigsame Mund. Neben dem Sarg kniete der nun vollständig vereinsamte Sohn. Was mag er wohl gedacht, was dem Vater gesagt haben von all dem, das er im Leben nicht sagen konnte? Wie traurig, dass man sich innig lieben und dennoch durch Zurückhaltung quälen kann!

Ein- oder zweimal im Jahr besuchte uns gewöhnlich der Mann jener schon erwähnten Tante Fanny, Pfarrer in M., einer freien königlichen Stadt bei Pressburg. Dieser Onkel hatte etwas Imponierendes im Benehmen. Als Kind fürchtete ich mich vor ihm, seine Gegenwart wirkte beengend. Doch Maria, die ein ganzes Jahr in

seinem Haus zugebracht hatte, beschrieb ihn als faszinierenden, wenn auch etwas strengen und stolzen Mann.

Auch meine jüngste Schwester Božena verweilte mehrere Jahre bei ihm. Und für sie wurde er, besonders nach dem Tod des Vaters, ein zweiter Vater. Was Erziehung anbelangt, hat sie ihm viel zu verdanken, denn er sparte weder an Geld noch an eigenem Unterricht, um sie zu etwas Tüchtigem heranzubilden.

Erst als Jesus mit seinen alles erleuchtenden Strahlen in mein Herz drang, lernte ich die ganzen guten Eigenschaften dieses Onkels kennen. Er war von ganzem Herzen rechtgläubig, dazu ein guter Seelsorger, der aber auch in seiner Gemeinde Zucht üben konnte. Wie alle slowakischen Pfarrer jener Zeit hatte auch er eine deutsche Universität besucht und während seines Studiums auch Vorlesungen bei Professor Tholuck gehört, was wohl nicht ganz ohne Einfluss auf sein inneres Leben geblieben war. Als Mensch war er ungemein gebildet – niemals hörte er auf, sich weiterzubilden –, charakterfest und treu. Als ein Mann von Wort hasste er alle Wortbrüchigkeit und Verräterei. Diesem Hass konnte er sogar tätlichen Ausdruck geben. So ließ er zum Beispiel einem Kollegen, der sich einen Wortbruch hatte zuschulden kommen lassen, sagen, er solle die Schwelle seines Hauses nie mehr betreten. Dieser achtete nicht auf die Warnung und kam doch. Aber kaum war er ins Zimmer getreten, als ihn schon der hochaufgerichtete Onkel zur Tür hinausbeförderte. Bei einem so feinen, gebildeten Mann wie Onkel Daniel war diese Behandlung derart befremdend, dass sich der Amtsbruder, ohne ein Wort zu sagen, davonschlich.

Wenn wir nur immer so handelten gegen Satan, unseren größten Feind, der ungebeten das Haus unsers Herzens betreten will, dem aber nur zu oft große Freiheit erwiesen wird!

Im Haus des Onkels gab es nur einen Sohn aus der ersten Ehe. Dessen Mutter war die älteste Schwester meines Vaters und die zweite Frau des Onkels. Auch dieser Cousin, ein wahrheitsliebender

Charakter, wurde sehr gern, wenn auch selten bei uns gesehen. Er starb, kaum 44 Jahre alt, als Advokat, nachdem er vorher seinen damals schon pensionierten Vater bis zum Tod gepflegt hatte. Das Verhältnis zwischen ihm und seinem Vater war ein sehr inniges und blieb es auch bis zum Ende als ein gutes Vorbild für alle, die offene Augen hatten.

Abweichend von den Deutschen, die ihren Geburtstag feiern, feiert man in Ungarn den Namenstag. Dies wird man wohl von den Katholiken übernommen haben. In unserem Haus war der 3. August immer ein Tag besonderer Freude, ein wahres Familienfest. Da kamen Verwandte von nah und fern, auch enge Freunde und Bekannte des Vaters, um ihm ihre Glückwünsche zum Namenstag zu bringen. Einige von ihnen möchte ich hier erwähnen.

Gewöhnlich erschien Pfarrer S. mit Gemahlin. Eine enge Freundschaft verband unsere Eltern mit diesem Ehepaar. Herr S., ein herzensguter Mensch, wenn auch nicht sehr begabt, war ein Studienfreund von meinem Großvater; seine Frau, eine hohe, eckige Gestalt, wiederum Mutters Freundin. Ihr Mann hatte sich auch als Freiwilliger an der Revolution im Jahr 1848 beteiligt, sie aber war und blieb eine warmherzige Slowakin. Im höchsten Grad gastfreundlich und einfach, wurden die beiden überall gern gesehen und empfingen auch selbst viel Besuch. Wir Kinder hatten sie sehr lieb. „Herr Bruder“ und „Frau Schwester“ nannten sich die Pfarrer und Pfarrfrauen untereinander, und jedenfalls klang es viel gemütlicher, als das stereotype „Gnädige Frau“, was heutzutage üblich ist. Wir Töchter wurden mit dem im Slowakischen angenehm klingenden „Schwesterchen“ tituliert. Frau Pfarrer S. konnte ein wenig Klavier spielen. Sie besaß zu Hause ein altes Instrument, das zwar immer verstimmt war, wie es sich in seinem hohen Alter ja ziemte; aber sie spielte die wunderbarsten slowakischen Lieder darauf, sobald sich nur eine sangeslustige Gesellschaft fand. Die Slowaken in jener Zeit waren ja alle, ob alt oder jung, sangeslustig. Es kam vor, dass sie sich

in eine Rührung hineinsangen, dass ihnen sogar die Tränen über die Backen liefen.

Frau S. spielte auch gerne Tanzstücke und war trotz eines mehrmals sich wiederholenden Blutsturzes eine leidenschaftliche Tänzerin, die großes Vergnügen darin fand, die Jugend tanzen zu sehen. Das wurde bei uns natürlich nicht so gern gesehen. Vielleicht waren unsere Bedenken auch der Grund dafür, dass sie bei uns nie spielte.

Als seltener Gast, von unserm Vater aber sehr gerne gesehen, kam hin und wieder Pfarrer P., ein Kirchenhistoriker und Schriftsteller. Er war eine interessante, hagere Erscheinung mit einem länglichen Gesicht, von schwarzem, üppigem Haar und Backenbart umrahmt. Geistvolle, dunkle Augen, eine hohe Stirn und der gütig lächelnde Mund machten ihn auch für uns Kinder anziehend.

Er war Pfarrer in einer der vier sogenannten Artikularkirchen, die den Evangelischen vom Kaiser für ganz Oberungarn bewilligt wurden. Einmal, zur Zeit der 150-jährigen Gedenkfeier der Erbauung dieser Kirche, besuchten auch wir diese alte Stätte des Gottesdienstes, zu der unsere Vorfahren einst eineinhalb Tage lang pilgern mussten, um dem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen zu können. Diese Kirche hat eine eigenartige Geschichte. Ihr Bau wurde den Evangelischen nur unter der Bedingung gestattet, dass man sie in elf Wochen fertiggestellt haben musste. Was in elf Wochen nicht fertig wäre, durfte nicht weitergebaut werden. Die Gegner waren von der Unmöglichkeit des Vorhabens überzeugt, zumal der Bauplatz an einem zerklüfteten, hohen Berg ausgewiesen worden war. Es mussten aber erst große Abgründe zugeschüttet, das gesamte Baumaterial auf dem Rücken hinaufgetragen werden, weil noch kein Weg den steilen Berg hinaufführte.

Doch die Evangelischen hielten zusammen. Etliche Gemeinden kamen dahergeflogen wie Bienen und Schwalben; sie arbeiteten mit den Ameisen um die Wette. Und tatsächlich, die Kirche wurde in elf Wochen fertig, wenn auch ohne Plafond. Die Gegner mussten nun

den Gottesdienst bewilligen, der Plafond durfte aber nicht mehr errichtet werden.

Zur Zeit jener 150-jährigen Gedenkfeier stand die Kirche noch immer ohne Plafond; man hatte sie inzwischen wohl schon mal renoviert, aber diesen Zustand hatte man als Denkmal zur Erinnerung an die Ungerechtigkeit und Unterdrückung unverändert gelassen.

Wegen dieses geschichtlichen Hintergrundes war Pfarrer P. für uns Kinder eine interessante Persönlichkeit. Papa liebte und schätzte in ihm einen edlen und charaktervollen Jugendfreund.

Zu diesem Freund gesellte sich noch ein anderer, Herr Si., früher als Kaplan jahrelang ein guter Nachbar, damals Pfarrer in W., eine Quecksilbernatur in allen seinen Bewegungen, mit breiter, von einer aschblonden Löwenmähne umrahmter Stirn, eckiger Gestalt und Gesichtszügen. Wahrheitsliebend, einfach, in jeder Hinsicht edel denkend und handelnd, war dieser Mann durch seine geradlinige Schroffheit und Direktheit beinahe schon sprichwörtlich geworden. Was man an anderen als Grobheit gerügt hätte, das durfte Pfarrer Si. tun und sagen. In späteren Jahren heiratete dieser Freund unserer Familie eine gebildete Lehrerstochter. Diese junge schöne Frau hat mit der Zeit den Sonderling derart zivilisiert und verfeinert, dass man ihn fast nicht wiedererkannte. So zum Positiven verändert, sah ich ihn aber nur noch wenige Male. Er schläft schon längst den letzten Schlaf.

Nun muss ich noch den letzten Freund erwähnen. Das war Dr. H., einst ein Anführer der Freiheitskämpfer aus den Jahren 1848–1849, Pfarrer in H. Es war immer ein Ereignis, wenn auf unserem Hof die große, geschlossene Kalesche der Familie H. hielt und ihre Insassen heraustraten. Voran der stattliche Herr Dr., dann seine immer junge, etwas korpulente Frau, die bildschönen Töchter und die nicht minder hübschen Söhne. Diese Familie bildete eine Art Elite unter den Slowaken. Das Haupt des einst so berühmten Kämpfers, der seine Pfarrei verlassen und zum Schwert gegriffen hatte, um die Rechte

seiner Nation und des Thrones zu verteidigen, umschwebte in den Augen der slowakischen Welt ein unvergesslicher Glorienschein. Seine Frau, die während jener Schreckensjahre mit ihren kleinen Kindern von Ort zu Ort fliehen musste, wurde als eine Art nationale Märtyrerin angesehen. Als ihre Kinder heranwuchsen, errangen sie durch körperliche und geistliche Vorzüge in Verbindung mit jenem historischen Hintergrund bald den ersten Platz in der Gesellschaft.

Ich hatte immer eine Vorliebe für das Schöne, sei es nun Natur, Menschen oder Dinge. So zählten die beiden ältesten Töchter der Familie H., von denen später eine Onkel Paul heiratete, mich zu ihren eifrigen Bewunderern. Nicht weniger bewunderte ich ihren Vater. Er besaß große, in die Augen fallende Gaben und Talente. Er war ein begabter politischer und kirchlicher Anführer, ein gewaltiger, hinreißender Redner mit zwei Falkenaugen, deren Blick anziehend auf die Gemüter wirkte. Auch war er als Schriftsteller und Publizist in seiner Zeit herausragend. Zudem war er promovierter Theologe. Wenn ich mich jetzt an ihn erinnere, kommt er mir so vor wie einer der israelitischen Helden zur Zeit der Richter. Er liebte sein Volk mit großer Hingabe und hat für seine Leute gearbeitet und gelitten. Zweimal kam er ins Gefängnis, und das dritte Mal befreite ihn daraus nur der Tod.

Man hat es ihm in den herrschenden Kreisen nie vergessen können, dass er einst ein Freiheitskämpfer gewesen war. Ja, die Rache seiner Gegner begleitete ihn sogar noch übers Grab hinaus. Seine Gemeinde wollte ihm auf dem Friedhof einen Ehrenplatz geben, doch auf Befehl der Obrigkeit kamen Gendarmen und schütteten das Grab wieder zu. Es musste ein neues bei den normalen Gräbern gegraben werden. Als dann ein Jahr später die Familie und Freunde sich zur Enthüllung seines Grabdenkmals einfanden, wurde ihnen das Betreten des Friedhofes polizeilich verwehrt.

Die letzten Tage seines Lebens brachte Dr. H. mit Lesen der Psalmen, mit Singen und Beten zu. Wie er sich im Leben viel von

Menschen und ihren Befreiungswerken für sein Volk erhofft hatte, so scheint vor dem Tod Gott seine einzige Hoffnung geworden zu sein. Er entschlief in Frieden.

Nachdem ich die nächsten Freunde unseres Hauses beschrieben und in etwa geschildert habe, in welcher Umgebung ich meine Kindheit und Tugend verlebte, will ich nun weitereilen. Mit dem Wirken meines geliebten Vaters ging es zu Ende.

Durch anhaltende Kränklichkeit am Predigen gehindert, konnte er nur noch die Liturgie lesen und kleinere Amtshandlungen vornehmen.

Dies war für einen so tatkräftigen und gewissenhaften Mann umso peinlicher, als er öfter vernehmen musste, dass Gemeindemitglieder, die seine früheren Leistungen offensichtlich völlig vergessen hatten, murrten und von seiner Pensionierung sprachen. Dass diese Undankbarkeit, verbunden mit den traurigen politischen Ereignissen und den augenscheinlichen Misserfolgen aller nationalen Arbeit, bei seiner Herzkrankheit sein Leben verkürzte, ist leicht zu verstehen. Er starb nach kurzer, nur eine Woche dauernder Krankheit, 63 Jahre alt, des Lebens und Leidens müde, still und dem Willen Gottes ergeben.

Nachdem wir seinen Leib zur letzten Reise gekleidet und aufgebahrt hatten, ging ich hinab in den Garten. Die Gefühle meines Herzens lassen sich nicht beschreiben. Es war etwas wie Friede, ja beinahe Freude darin. Indem ich zum Himmel schaute, dachte ich: Mein Vater ist daheim bei Gott. Gott und die obere Heimat kamen mir so nahe. Ich fühlte, nun würde er nie mehr leiden, kein Stachel der Undankbarkeit würde ihn verwunden. Aus der Mitte der unwürdi-

gen Menschen heraus kam er nun dahin, wo er seinen Eigenschaften nach hingehörte.

Ich setzte mich in die Gartenlaube, wo Vater gewöhnlich sein Frühstück einzunehmen pflegte (sogar noch vor wenigen Tagen). Den Kopf in die Hände gestützt, betrachtete ich tränenlos zwei Turteltauben, die meist um diese Stunde kamen, um die Brotkrumen, die ihnen der Vater hinstreute, aufzupicken.

Nun könnt ihr lange warten, dachte ich, er wird nie mehr hierherkommen.

Im selben Augenblick war es, als ob etwas in mir zerrisse. Mir wurde mit einem Schlag bewusst, dass mit dem Vater alles auf Erden verloren war! Heimat, Obdach und dieser große Garten mit seinen tausend Erinnerungen. Er war fortgegangen, und auch wir mussten fort. Ein kurzes, schmerzliches Zucken, dann war der innere Riss vollzogen. Ich habe nie eine Träne um die Dinge geweint, die wir mit dem Vater auf Erden verloren haben; denn alles hatte für mich seinen Wert verloren.

Der majestätische Klang der großen Glocke verkündigte der Gemeinde, dass ihr Pastor abberufen worden war, und ich kehrte völlig ruhig und gefasst zu meiner verwaisten Familie zurück.

Bald war auch das imposante Begräbnis vorüber, die geliebte menschliche Hülle in der kalten Erde verschwunden. Das neue Vierteljahr fand uns bereits in einer gemieteten Wohnung. Großmutter, Mutter und wir zwei Schwestern lebten nun darin zusammen. Der Bruder war Soldat, Schwester Ludmila verheiratet mit Papas Nachfolger, und Bojena, die Jüngste, war im Haus von Onkel Daniel in M. Es war ein schönes und glückliches Familienleben, das wir führten, besonders wenn die Geschwister in den Ferien heimkehrten. Von der großen Welt und ihrem Treiben endlich befreit, konnte unsere Mutter dann für ihre Kinder da sein. Die Verwandtschaft besuchte uns, und wir erwiderten die Besuche. Trotz der äußerst spärlichen Einkünfte konnten wir doch viel sorgloser leben als zu der Zeit, da

unser Vater noch lebte, denn die Öffentlichkeit hatte um die Gesellschaft nun keine Ansprüche mehr an uns.

Glücklich waren diese Jahre nach außen hin, aber sie konnten uns beide mit ihrem nutzlosen Sich-selber-leben nicht befriedigen. Die Phantasiewelt war wohl da. Es wurden schöne Geschichten, in denen man deutlich den Kampf unserer eigenen ruhelosen Seelen erkennen konnte. Von der Welt äußerlich losgelöst, an Gott nicht angeschlossen, ersannen wir in ihnen eine Mischung von Heiligkeit und Weltsinn. Die Herzen suchten nach etwas, nach jemandem, der sie aus diesem Labyrinth herausfuhren konnte.

Da geschah es einmal im Winter, als wir gerade bei Onkel Paul zu Besuch waren, dass er uns eine böhmische christliche Zeitung namens „Betanie“ gab, mit der Bemerkung: „Das müsst ihr lesen, das ist sehr gut.“

Nun, wir nahmen die Blätter mit und lasen sie auch. In ihnen fanden wir zum ersten Mal den teuren Jesusnamen mit Liebe gebraucht. Ein aus einem Buch mit dem Titel *Komme zu Jesu*s abgedruckter Abschnitt machte einen besonders tiefen Eindruck auf uns beide.

Wir abonnierten die Zeitung und schrieben an den Redakteur, Bruder Kostomlatsky, einem Chrischonazögling. Schnell hatten wir mit ihm und seiner Braut eine Korrespondenz aufgebaut und in kurzer Zeit in unsere Herzen gerade so viel Religiosität eingepflanzt, um sie unglücklich zu machen.

Wir wollten uns aus eigener Anstrengung heraus bessern. Deshalb besuchten wir die Kirche noch fleißiger, nahmen oft am Heiligen Abendmahl teil, richteten eine Leihbibliothek für Kinder ein, veranstalteten Weihnachtsbescherungen und besuchten Kranke. Wir lasen sehr oft in der Bibel und feierten die Sonntage auf gesetzliche Art und Weise, so dass sie die langweiligsten Tage des Jahres wurden.

Freilich, das Wort Gottes schien dabei in die stolzen, selbstgerechten Herzen, entdeckte den inneren Zerfall mit Gott, die Gottesleere und die inneren Sünden. Ja, das siebte Kapitel des Römerbriefes haben auch wir recht ausgekostet, bis das Herz mit dem Ausruf zusammenbrach: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leib des Todes?“

Der barmherzige Samariter konnte an uns nicht vorübergehen.

Von den Geschwistern Kostomlatsky kam eine Einladung, sie zu besuchen, und ich hatte die innere Überzeugung, wir müssen entweder hinreisen oder zugrunde gehen. Als der Widersacher sah, dass es Ernst werden sollte, bot er alles auf, um uns zurückzuhalten. Alle frommen Übungen hatte er ungehindert zugelassen, die ganze gesetzliche Heiligkeit hatte ihm nicht viel Sorge gemacht, denn er wusste ja, dass der Baum ohne Wurzeln nicht wachsen kann, dass kein Haus ohne Grund bestehen kann und dass die unbekehrten, selbstgerechten Heiligen das beste Brennmaterial für die Hölle sind. Jetzt aber bot er alles auf; alles musste ihm dienen, sogar die große Mutterliebe verstand er zu benutzen, um uns die größten Hindernisse in den Weg zu legen. Großmutter, Mutter, Onkel und Tante, die sonst so liebevoll waren, hatten Bedenken; niemand hätte zu der Reise, die ja auch recht kostspielig war, auch nur einen Heller beigesteuert. Und wir hatten kein Geld. In meinem Besitz befand sich ein einziges Wertpapier, das mir noch der Vater geschenkt hatte, aber es hatte zu jener Zeit fast keinen Wert, da sich das Unternehmen nicht rentierte.

Im Vertrauen auf Gott und mit viel Gebet, dass das Wertpapier noch für neunzig Kronen verkauft werden könnte, schickte ich das Wertpapier an Herrn D., einen Advokaten und ehemaligen Freund der Familie. Und Gott erhörte das Gebet! Herr D. kaufte selbst das Wertpapier, und zwar für neunzig Kronen. Durch diese Gebetserhörung wurde unser Glaube erneut gestärkt. Geld war nun also da, doch die Erlaubnis zur Reise ließ von Mai bis September auf sich

warten. Freilich wussten wir damals nicht, dass uns auch das zum Besten dienen sollte. Der Herr sei für die uns damals so schwere Verzögerung ewig gepriesen!

Wir kamen frohen Herzens in Böhmen an und durften uns in dem gastfreundlichen Haus der lieben Kostomlatskys geistig wie körperlich erholen, was uns nach den mannigfaltigen Kämpfen und Widerwärtigkeiten der letzten Wochen sehr entgegenkam. Dann aber fingen andere Kämpfe an. Der wunderbare Name unseres Herrn Jesus, der es uns schon in den Schriften so angetan hatte, wurde von den Geschwistern Kostomlatsky mit unvorstellbarer Liebe geführt. Dazu sahen wir in ihnen endlich Menschen, die um Jesu willen alles verlassen hatten, um ihm nachzufolgen. Er war für sie ein ewiger, gegenwärtiger Heiland und Gott, vor dessen Angesicht sie wandelten.

Zu ihrer kleinen Versammlung kamen auch zwei gläubige, in der ersten Liebe zum Herrn stehende Mädchen. Die eine war verwachsen und krank und lebte nur von Handarbeit, die zweite war fast blind. Sie bewohnten mit ihrer alten Mutter ein Zimmer in den Überresten der ehemaligen Stadtmauer. Sie waren arm und doch königlich reich und strahlend glücklich! Ich merkte bald, dass diese beiden Jüngerinnen Jesu etwas hatten, was mir fehlte. Nicht Schriftkenntnis – die besaß ich in hohem Grade. Die beiden waren früher katholisch gewesen und hatten sich erst vor kurzem bekehrt. Der hohe Seelenadel, verbunden mit Herzensreinheit und Liebe, strahlte aus ihren Gesichtern und ließ alle körperlichen Gebrechen vergessen. Ja, ich fand nur zu bald heraus: Du hast keinen Frieden, sie haben ihn; denn ihre Sünden sind reingewaschen im Blut des Lammes. Wie sehr schmerzte mich der Gedanke: Du stehst tief unter den beiden Mädchen. Herr Kostomlatsky und seine Frau standen in meinen Augen hoch über mir, aber ich sah in ihnen seltene Ausnahmen; doch diese einfachen Mädchen, und ich unter ihnen! Ein schrecklicher Gedanke! Sie mehr geliebt von Gott, mehr mit ihm verbunden.

Dabei war ich doch so fromm erzogen worden, eine Pfarrerstochter, die bisher so untadelig gelebt hatte!

In den Versammlungsstunden, wenn das Wort Gottes wie ein zweischneidiges Schwert in das durch den schönen Gesang der neuen, herrlichen Lieder geöffnete Herz drang, erhob sich in diesem Herzen fast ein Hass gegen den sonst so geliebten Prediger Kostomlatsky. Es lässt sich wirklich nicht beschreiben, doch auch nicht vergessen, wie die arme Seele in diesem, hinter einem Lächeln verborgenen Kampf gelitten hat. Nach seinem Dafürhalten hat die Bekehrung des Nikodemus dem Herrn mehr Mühe gemacht und diesen mehr Mühe gekostet als die des Schächers am Kreuz.

Dann kam ein Nachmittag. Unsere Gastgeber machten mit meiner Schwester Maria einen Spaziergang in die schöne Umgebung von P., ich blieb allein zu Hause. In der schönen, weiten Welt gab es nichts, was mir jetzt auch nur die geringste Freude bereiten konnte. „Wäre ich doch nie hierhergekommen!“, dachte ich, als sie fort waren. „Fort will ich, fort von diesen Menschen, die da mit ihrer Annahme bei Gott, mit ihrer Sündenvergebung prahlen, als hätten nur sie allein Jesus, als wären nur sie seine Kinder. Ja, ich will fort, gleich morgen will ich heimgehen!“

Aber eine innere Stimme in mir antwortete darauf: „Wenn du auch bis ans Ende der Welt entfliehst, das Unglück, das die Tiefe deines Herzens jetzt erfüllt, geht mit dir.“

Da brach ich zusammen und verharrte im Gebet und Weinen vor meinem Gott. Als ich abends mit Maria allein blieb, erzählte ich ihr alles, und dann rangen wir beide mit Gott und Gott mit uns. In jener denkwürdigen Nacht fanden unsere Seelen Frieden in Jesus unter dem Kreuz.

Am Morgen gab es ein freudiges Bekennen vor den lieben Gastgebern, dass auch wir nun Kinder Gottes und ihre Schwestern in Jesu geworden seien. Doch sie hatten sich durch unsere Frömmigkeit und unsere Art zu sprechen so täuschen lassen, dass sie fast

nicht glauben wollten, dass wir noch nicht Kinder Gottes gewesen seien. Bruder Kostomlatsky wurde durch die Überraschung fast zu Tränen bewegt. Meinen damaligen Seelenzustand könnte ich mit den Worten aus Matthäus 12,43–44 beschreiben: „Der unreine Geist ausgefahren, das Herz leer, gekehrt und geschmückt.“ Ja, die Sünden waren fort, gewaschen das Herz, mit Friedenspalmen geschmückt – aber leer. Jesus war noch nicht eingekehrt. Wäre ich in diesem Seelenzustand wieder nach Hause gekommen, und eine Schuld hatte mir die Gewissheit der Sündenvergebung genommen, so wäre aus mir das unglücklichste Geschöpf der Welt geworden. Doch – Halleluja! – nicht das Schaf suchte den Hirten, sondern der Hirte sein armes Schäflein, und sein Werk ist vollkommen.

Bevor ich weiterberichte, will ich noch einen kurzen Blick auf jene Stadt werfen, die uns zum Segen geworden ist. Ich werde sie wohl nie mehr sehen, diese schöne, malerisch an einem Fluss liegende Stadt. Wir sahen sie in einer Pracht, die sie kaum vorher und schwerlich nachher trug. Es fanden nämlich große Kaisermanöver statt. So war die Stadt reich geschmückt worden. Ihre Dekoration zum Empfang des Kaisers hatte etwa 50 000 Kronen gekostet; 50 000 Kronen hatte man auch für die elektrische, in jenen Jahren noch so seltene Beleuchtung ausgegeben.

Sonderbare Fügung! In dieser Stadt durfte ich unseren irdischen und auch unseren himmlischen König kennenlernen. Zwar wurden die eigentlichen Manöver durch anhaltendes Gewitter, Regenwetter und teilweise Überschwemmungen vereitelt, aber zum Schluss fand auf dem reich geschmückten Hauptplatz eine Kaiserparade statt. Der Kaiser ließ, umringt von Vertretern der europäischen Regierungen, seine Truppen vorbeimarschieren. Tausende sahen dem Schauspiel zu, darunter auch wir.

Es war, als wollte sich die Welt mit ihrer Pracht mir noch einmal zeigen, zum letzten Mal, ehe ich ihr für immer den Rücken kehrte,

um in die Reihen derer einzutreten, die ihr von jeher eine Torheit und ein Ärgernis gewesen sind.

Gott segne dich, schönes Prag, und lasse sein Evangelium in dir fruchtbar werden, dass Menschen, dem Herrn zur Ehre, in dir errettet werden.

Gerade, als wir schon vorhatten, in die Heimat zurückzukehren, erreichte uns eine Einladung von unseren Geschwistern in Prag, auch sie zu besuchen. In der Einladung wurde erwähnt, wir Schwestern hätten Gelegenheit, Herrn Dr. Baedeker, der während dieser Tage mehrmals in Prag sprechen werde, zu hören. Da die Einladung so herzlich klang und Kostomlatskys uns zuredeten, die gute Gelegenheit, Dr. Baedeker, einen besonders gesegneten Gottesmann, zu hören, ja nicht zu versäumen und dabei auch Prag und die dortigen Gläubigen kennenzulernen, willigten wir ein.

Einige Tage später waren wir schon unter dem gastfreundlichen Dach von Bruder Walisch. Dieser, ein ehemaliger reformierter Pfarrer, hatte noch vor seiner eigentlichen Bekehrung seine damalige Pfarrstelle aus Gewissensgründen verlassen. Er war mehrere Jahre in Russland als Kolporteur tätig gewesen, hatte dann seine Bekehrung erlebt und später die Stelle eines freireformierten Predigers in Prag angenommen. Er war ein besonderer Mann, der das Bild seines Meisters in hervorragender Weise an sich trug. Liebe, Selbstaufopferung und Demut machten seinen Charakter aus. Ihm zur Seite stand eine junge, schöne Frau, eine in jeder Hinsicht edle Seele.

Dass wir in dieses Haus kamen, kann ich als einen neuen Beweis der fürsorgenden Gnade Gottes betrachten. Diese Woche, die wir hier verlebt haben, gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Bruder Walisch ist nun schon bei seinem Herrn, dem er bis zum Ende treu gedient hat, und dort hat er gewiss den Lohn seiner den Menschen um Christi willen erwiesenen Wohltaten empfangen. Uns wurde erzählt, dass er als Pfarrer sein ganzes, ziemlich großes Ver-

mögen, er stammte aus einer reichen, angesehenen Familie, an Arme verschenkt habe, und einmal im Winter sei er sogar von einer Amtshandlung ohne Rock nach Hause gekommen, da er ihn unterwegs an einen Armen verschenkt hatte. Vielleicht ging der liebe Bruder zu weit und ließ sich oft von Menschen ausnützen, so dass nach seinem Heimgang für die verwaiste Familie fast nichts geblieben ist. Doch der Herr wird die Seinen versorgen, denn es ist ihm gewiss eine Freude, einmal einen von jeder Selbstsucht freien Diener gehabt zu haben.

Ja, es waren in jeder Hinsicht schöne Tage in Prag. Für uns Slowaken war schon der Aufenthalt in dieser alten, wunderschön gelegenen Stadt ein wertvolles Erlebnis. Die königliche Burg, die historischen Kirchen, Paläste und monumentalen Plätze, wo die Evangelischen mit Rom gekämpft und Siege gefeiert oder Niederlagen von schwerer Bedeutung erlitten hatten, alles redete zum Herzen.

Wir hatten glücklicherweise auch einen ausgezeichneten Führer durch Prag. Das war Prediger Adlof, der ein ebenso überzeugter Böhme war, wie wir Slowakinnen. Da wir in der Geschichte Böhmens gut bewandert waren, zeigte er uns die Plätze und Gebäude, die wir aus Büchern kannten. Besonders herrlich war die Gesamtansicht der Stadt vom Hradschin aus. Als wir da oben standen, ließ ich in Gedanken alle die Helden und Heldinnen, die Könige in ihren Rüstungen, die Königinnen mit langwallenden Schleppen an mir vorüberziehen. Ich sah den reichen Bürger- und Kaufmannsstand, die Priester und Nonnen der Vorzeit, sah das Volk einer Meeresflut gleich durch die Straßen wallfahren, um einen Milič oder Huß zu hören.

Die Menschen und die Zeiten sind schon längst dahin, nur die Stadt steht noch und erzählt von der Vergangenheit. Ja, in Prag reden die Steine und verkündigen das Lob des Königs der Heerscharen, der Nationen beruft und erhält, die einst durch die Perlen-

tore der ewigen Stadt eingehen sollen, um, Finsternis und Irrtum auf immer entrissen, ihn anzubeten in Frieden und Freude.

Ich denke mir, so wie wir durch Prag gegangen sind, werden wir einst einen Rundgang durch Neu-Jerusalem machen, nur mit dem großen Unterschied, dass es dann nicht mehr heißen wird: „Hier hat der gelebt oder jener gewirkt.“ Nein, die Stadtführer werden vielmehr sagen: „Hier in dem mit Harfen geschmückten Palast wohnt König David, da in jenem, mit Kornähren geschmückten, seine Urgroßmutter Ruth. Dort, wo das Zeltabzeichen steht, ist der feste Sitz vom wandernden Glaubenshelden Abraham, und jene Taube über dem Palast bedeutet die Heimat Noahs.“ Namen, die eine wohlbekannte Geschichte erzählen, werden an unseren Augen vorüberziehen. Die Fischer von Galiläa, der ehemalige Zöllner, der Zeltmacher und Gelehrte zugleich sowie auch die wohlklingenden Namen der Vorzeit, sie alle werden dann wieder auftauchen. Dann kommen Jahrtausende hindurch neue Namen, etliche einst berühmte, dann vergessene, andere auf Erden unbedeutende, aber dort oben hochangeschriebene Namen; von Königen, Königinnen, Zeugen, Märtyrern, Gelehrten und Ungelehrten, Männern und Frauen, deren Namen im Lebensbuch als Bürger der Stadt eingeschrieben wurden bis auf unseren Tag und weiterhin.

Oben auf dem höchsten Punkt der Stadt, wie der Hradschin über Prag, wird uns der herrliche Königspalast gezeigt werden, der Thron von dem, der einst auf Erden nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen konnte, das Haupt mit der Dornenkrone. Wir werden ihn sehen in seiner ganzen Herrlichkeit mit all denen, die er mit seinem Blut erkauft und gewaschen, die er berufen, auserwählt und treu erfunden hat.

In Prag lernten wir etliche von diesen Bürgern kennen. Wir durften in Versammlungen der Gotteskinder das Wort des Lebens hören und mit ihnen die herrlichen Jesuslieder singen. Wir konnten ihre

Arbeit ansehen, den Jungmännerverein kennenlernen und ein Haus für junge Mädchen in Not besuchen.

Dann endlich kam der von allen ersehnte Verkündiger des Wortes Gottes, der teure Dr. Baedeker. Ich werde sie nie vergessen, die Stunde, den Sonntagmorgen und jene Versammlung im Saal der Freireformierten in Königlich Weinbergen. Nur beschreiben kann ich sie nicht. Moses beschreibt die Erschaffung des Lichtes: „Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht.“ Dies wiederholte sich bei meiner Schwester und mir. „Gott, die ewige, unbegrenzte Liebe, sprach durch seinen greisen Knecht: „Es werde Licht!“, und es ward Licht. Jetzt war das Herz nicht mehr leer. Die Person Jesu erfüllte es ganz. Ich hatte mich meinem Heiland übergeben und Gott gab mir seinen Sohn für Zeit und Ewigkeit.

Oft kamen Stunden großer Trübsal und Anfechtungen, in denen mir nichts anderes übrigblieb als auszurufen: „Herr, du hast mich so geliebt, dass du mir deinen Sohn gegeben hast. Ich werde ihn dir nicht zurückgeben. Er ist mein, sieh ihn an, und um seinetwillen hilf mir.“ Und er hat geholfen.

Als die Versammlung zu Ende war, trat ich, einer inneren Stimme folgend, zu Herrn Dr. Baedeker und dankte ihm. So wurde er auf uns aufmerksam. Als ihm Dr. Walisch mitteilte, dass wir beide aus der Slowakei nach Böhmen gekommen seien, um das Licht zu suchen, freute er sich so sehr, dass er sich gleich die Adresse von Maria aufschrieb und versprach, uns Gottes Wort zu senden. Er dachte gewiss: Wer Leben bekommen hat, soll auch selbst an die Arbeit gehen.

Wir haben dann durch Miss Robertson jahrelang Gottes Wort zum Verteilen bekommen und Hunderte von Bibeln, Neuen Testamenten und Schriftteilen verschenkt. Dem Herrn sei diese Saat auf Hoffnung anbefohlen!

Am anderen Tag feierten die Geschwister in Königlich Weinbergen ein Liebesmahl, an dem auch wir teilnehmen durften, nun als

sehr glückliche Gotteskinder. Als es aber hieß: Die beiden Schwestern wollen uns schon verlassen und müssen von hier aus gleich zur Bahn gehen, da sagte Dr. Baedeker: „Wir wollen für diese Schwestern beten.“ Er rief uns zu sich, kniete nieder, legte die Hände auf unsere Köpfe und betete über uns und für uns. Was er betete, kann ich nicht wiedergeben, aber zur Ehre meines Heilandes darf ich bezeugen, dass unter diesem Gebet eine Lichtflut mit Macht und Zeugenmut mein Herz erfüllte, durch die ich zu der mir unbekannten, aber von Gott vorherbestimmten Arbeit ausgerüstet und bevollmächtigt wurde.

„Nun geht in Frieden und vergesst nicht, wenn ihr in euer Land kommt, dass jeder Fußtritt, den ihr tut, euer ist“, sprach Dr. Baedeker.

Wir vergaßen es nicht. Fröhlichen Herzens, wie einst die Königin von Saba oder der Kämmerer vom Mohrenland, zogen wir unsere Straße heim. Die Geschwister begleiteten uns noch zur Bahn, dann ging es in die Nacht hinein durch unbekannte Städte und Dörfer der Heimat zu.

Mein erstes Zeugnis, das ich in der Eisenbahn ablegen durfte, galt einer Jüdin. Das war gerecht, da ja auch mein Heil von den Juden kommt. Ja, ich durfte bis heute verkündigen, dass wir einen lebendigen, auferstandenen, gegenwärtigen Heiland haben, dessen Blut reinwäscht von aller Sünde und der der Erlöser ist von allen Banden. In ihm ist Leben, Friede, Freude, Kraft, Licht und volle Genüge. Er ist ein Hirte und wurde auch mein Hirte, der das verlorene Schaf so lange gesucht hat, bis er es fand. Nun wird er es tragen und fuhren über die Flure dieser gefährlichen, schrecklichen Welt, auf dem schmalen Weg durch die enge Pforte hinein in seine herrliche Heimat. Ihm sei Lob und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit!

„Eben-Ezer“ rufen meine Lippen. Wenn ich die Führung Gottes von Kindheit an meinem Auge vorübergleiten lasse, da muss ich mit

Freuden bezeugen: „Der Herr hat alles wohlgemacht; gebt unserm Gott die Ehre!